

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 233.

Mittwoch, 6. Oktober.

1913.

(7. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Effer.

Er ging in dem Zimmer auf und ab, Unruhe im Herzen und doch voll freudiger Erwartung. Er zweifelte nicht an der Neigung Käthes. Damals, als er mit ihr tanzte, hatte sich ihm ihr innerstes Fühlen deutlich offenbart, und er war ein zu guter Kenner des weiblichen Herzens, als daß er nicht das geheime Fluidum gefühlt hätte, das die Fäden zwischen ihm und ihr hin und wieder spann. Der scheue Blick ihrer Augen, das flüchtige Erröten, ja, selbst ihre Zurückhaltung ihm gegenüber erschienen ihm als deutliche Zeichen ihrer Neigung.

Er wartete wohl eine Viertelstunde, er wurde schon ungeduldig, seine Herren-Natur war das Warten nicht gewöhnt — als sich die Tür öffnete und die Baronin wieder eintrat.

„Es tut mir leid“, sagte sie kühl. „Fräulein Schuhmacher ist mit Wera in den Wald gegangen. Sie müssen Ihre Sehnsucht noch zügeln.“

„Wollen Sie mich verspotten, gnädige Frau?“ fragte er verlezt.

„Das liegt mir fern — es ist ja selbstverständlich, daß Sie als glücklicher Bräutigam Sehnsucht fühlen.“

„Noch bin ich es nicht, gnädige Frau . . . wann lehren die jungen Damen zurück?“

„Ich weiß es nicht. Wollen Sie ihre Rückkehr hier abwarten?“

Er erhob sich und griff nach seinem Hut.

„Ich fürchte Sie zu stören, gnädige Frau — ich komme lieber ein anderes Mal wieder.“

„Wie Sie wollen . . .“

„Also leben Sie wohl, gnädige Frau . . .“

Er wandte sich zum Gehen, doch plötzlich kehrte er zu ihr zurück und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Gnädige Frau — wir waren doch so lange Zeit befreundet — sollen wir so auseinander gehen? — Können Sie mich denn gar nicht verstehen?“

„Ich verstehe nur das eine“, entgegnete sie mit bebender Stimme, „daß Sie im Begriff sind, eine Torheit zu begehen . . .“

„Weil ich Fräulein Schuhmacher liebe und zu meiner Gattin machen will?“

„Ja . . .“

„Aber weshalb denn?“

„Fräulein Schuhmacher paßt nicht zu Ihnen . . .“

„Aus welchem Grunde? Sie ist schön, gebildet, hat gute Formen, ja, sie besitzt Stolz . . .“

„Dieser Stolz ist es, der Sie abhalten sollte, um sie zu werden. Aber sprechen Sie selbst mit ihr — ich fürchte, Ihre Liebe wird an dem Stolz Käthes scheitern.“

„Ich verstehe Sie nicht . . .“

„Sie wind Ihre Hand zurückweisen . . .“

„Gnädige Frau!“

„Wollen Sie sich dieser Erniedrigung aussetzen, so fragen Sie Käthe selbst. Ich habe Ihnen vorhin nicht die Wahrheit gesagt, um Sie zu schonen . . . die beiden Mädchen sind nicht in den Wald gegangen — oder waren es bis vor kurzem noch nicht. Ich traf Käthe im Park; als ich ihr sagte, daß Sie sie in einer ernstesten Angelegen-

heit zu sprechen wünschten, erschrak sie zuerst und ihre Wangen flammten in heißer Blut. Dann fragte sie mich, ob ich wüßte, in welcher Angelegenheit Sie sie zu sprechen wünschten. Ich zuckte die Achseln — sie werde wohl selbst wissen, was es bedeute, wenn ein unverheirateter Herr eine junge Dame in ernstester Angelegenheit zu sprechen wünsche. Da bedeckte plötzlich tiefe Blässe ihr Gesicht, sie wandte sich zu Wera: „Komm, Wera“, sagte sie, „laß uns in den Wald gehen, ich möchte Herrn von Neithardt nicht begegnen . . .“ Aber er erwartet Sie“, sagte ich. „Sagen Sie ihm“, entgegnete sie mir, „daß seine Angelegenheiten kein Interesse für mich hätten . . .“ und damit nahm sie den Arm Weras und zog sie mit sich fort. — Aus alter Freundschaft habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt, Herr von Neithardt. Wollen Sie noch um Käthe Schuhmachers Hand werben?“

Er war marmornweiß geworden; mit finsternen Augen sah er zu Boden; seine breite Brust hob sich in einem tiefen Atemzug.

„Es würde mir ein Triumph sein“, sprach er, mit den Händen knirschend, „ihren Stolz zu brechen . . .“

„Und dabei selbst unglücklich werden. Lieber Neithardt, sei'n Sie verständig . . .“

Sie legte ihm die Hand auf den Arm.

„Wenn Sie sich vermählen wollen, weshalb gerade diese umstandesgemäße Partie?“

Er lachte hart auf.

„Ich soll mich wohl lieber an Fräulein von Grabenhorst wenden“, spottete er. „Sie paßt allerdings vortrefflich zu mir, wir sind in demselben Jahre geboren — das gäbe eine ruhige Ehe . . .“

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und sprach ernst weiter:

„Ach, lassen wir das! Ich weiß wohl, liebe gnädige Frau, daß Sie es gut mit mir meinen, und ich bin Ihnen ja auch sehr dankbar für das Vertrauen und die Freundschaft, die Sie mir stets bewiesen haben. Aber wenn ich mich binden soll, dann muß auch das Herz mit sprechen — ja, sehen Sie mich nur erstaunt an! Daß ich von dem Rechte des Herzens spreche, das sind Sie bei mir nicht gewohnt — doch glauben Sie mir, auch ich besitze ein Herz — ich spreche nur nicht gern davon . . .“

„Und dieses Herz schlägt wirklich für Käthe Schuhmacher?“

„Ja — von der ersten Stunde an, da ich sie hier bei Ihnen gesehen habe — doch mein Urteil ist ja gesprochen — leben Sie wohl, liebe gnädige Frau — und sei'n Sie mir nicht böse . . .“

„Bleiben Sie noch, Wolrad“, sprach die Baronin herzlich, ihn zurückhaltend. „Ich bin Ihnen nicht böse — nein, ich schätze Sie nur noch höher, da Sie mir einen Einblick in Ihr tiefstes Empfinden gestattet haben. Wollen Sie, daß ich mit Käthe noch einmal spreche?“

„Was sollte das nützen?“

„Wenn ich ihr sage, wie Sie fühlen . . .“

„Nein, nein — das muß ich selbst ihr sagen! Es würde lächerlich klingen, wollte ein anderer ihr von

meiner Liebe sprechen. Wollen Sie Rätke nur sagen, daß ich sie hätte, mich morgen um diese Stunde zu erwarten?"

"Ich werde es ihr sagen . . ."

"Ich danke Ihnen — und nun lassen Sie mich gehen . . ."

Er küßte ihr die Hand, dann entfernte er sich rasch, bestieg, ohne sich noch einmal umzusehen, sein Pferd und trabte davon.

Gedankenvoll sah ihm die Baronin nach. Welch ein anderer Mensch war ihr da entgegengetreten! Welch einen Einblick hatte sie in sein leidenschaftliches Herz getan! Ein tiefes Mitgefühl mit ihm schlich sich in ihre Seele; sie wollte ihm helfen.

Als Rätke zurückkehrte, sagte sie ihr, daß Reithardt sie hier morgen um eine Unterredung bitte.

"Sie können ihm diese Bitte nicht abschlagen, Rätke, und Sie dürfen es auch nicht. Lernen Sie Reithardt erst ordentlich kennen, dann wenden Sie wohl anders über ihn denken . . ."

Erstaunt sah Rätke sie an. Das Klang ja fast so, als wollte die Baronin seiner Werbung das Wort reden. Ach, Rätke brauchte ihn nicht erst kennen zu lernen; sie wußte, daß in seiner Brust ein leidenschaftliches Herz pochte, sie wußte, daß er sie liebte, und sie fühlte wieder das geheime Band, das ihre beiden Herzen umschlang. Aber sie fürchtete ihn auch beinahe; sie kannte seinen Stolz, seinen Hochmut, und ihr eigener Stolz lehnte sich gegen das Gefühl auf, das sie zu ihm zog. Sie sah der morgigen Unterredung mit angstvoll pochendem Herzen entgegen; sie fragte sich, ob sie stark genug sein würde, seiner Werbung zu widerstehen, und sie gestand sich, daß ihre Stärke vor seiner Leidenschaft dahin schmelzen würde.

Als sie am nächsten Morgen am Frühstückstisch erschien, reichte ihr die Baronin mit ernstem, traurigem Gesicht einen offenen Brief.

"Lesen Sie, liebes Kind", sagte sie ernst. "Das ist eine überraschende Nachricht."

Rätke las und während sie las, stieg ihr das Blut glühend heiß in die Wangen und Stirn. Dann reichte sie den Brief zurück; ihre Hände zitterten und vergebens versuchte sie, ihrer Stimme einen ruhigen, festen Klang zu geben.

"Es ist sehr freundlich von Herrn von Reithardt", sagte sie, "sich meiner bei seiner Abreise noch zu erinnern . . ."

"Ja, aber . . ."

"Ich bitte, gnädige Frau . . . lassen Sie uns kein Wort mehr darüber verlieren. Es ist am besten so . . ."

"Wie Sie wollen, liebes Kind."

Der Brief lautete:

"Meine liebe gnädige Frau! Was wir gestern zusammen gesprochen haben, ist mir die Nacht durch den Kopf gegangen. Und dann habe ich einen Entschluß gefaßt, der, wie ich glaube, auch Ihren Beifall findet. Ich werde verreisen — auf längere Zeit. — Ich will mir einmal wieder die Luft der großen Welt um die Nase wehen lassen. — Ich nehme von Ihnen und Fräulein Wera hiermit auf lange Zeit Abschied und bitte mir zu versetzen, daß ich mich nicht persönlich verabschiede. Auch Fräulein Schuhmacher bitte ich meine Empfehlung zu übermitteln. Vielleicht treffen wir uns in der großen Welt noch einmal wieder, und haben sich dann hoffentlich unsere beiderseitigen Gefühle so weit geklärt, daß wir dann die jetzt aufgegebenen Unterredungen in aller Ruhe aufnehmen können. — Fräulein Schuhmacher ist sehr stolz, ich bin es nicht minder — zwei harte Steine mahlen schlecht."

Lesen Sie wohl, haben Sie Dank für Ihre Freundschaft und erinnern Sie sich zuweilen Ihres Sie verehrenden

Wolrad Reithardt."

Am nächsten Tage reiste Rätke nach Berlin zurück,

Genua, den 10. Februar 19 . .

Meine liebe Wera!

Du wirst Dich wundern, aus Genua von mir einen Brief zu erhalten. Du wägst mich wahrscheinlich in Berlin, die reichen Genüsse der Weltstadt genießend, durch die vom Glanz des elektrischen Lichtes erhellten Straßen wandernd, oder in Konzerten, Theatern und Gesellschaften schwärmend — und nun sitze ich in dem ziemlich öden Hotelzimmer Genuas und schaue hinaus auf das blaue südliche Meer, über das die weißen Segel ziehen und die großen Dampfer mit den schwarzen Rauchfahnen — wer weiß wohin? Und morgen werde ich auch auf dem Deck eines solchen großen Dampfers — "Vorussia" heißt er — stehen, der mich in das Wunderland des fernen Ostens tragen soll.

Ja, meine liebste Wera, es geht nach dem fernen Osten, nach China, nach Schanghai, wo ich, um dies gleich vorweg zu sagen, meinem Bruder Friedrich, oder Fred, wie er sich jetzt nennt, den Haushalt führen werde. Du weißt, Fred ist der Vertreter einer großen Exportfirma Hamburgs in Schanghai. Er war Weihnachten auf kurze Zeit bei uns und da überredete er mich, mit ihm nach Schanghai zu kommen wo er eine hübsche Villa in einem großen Park bewohnt. Mama war eigentlich nicht damit einverstanden. Aber Du weißt ja, daß ich mir aus den glänzenden Straßen Berlins, aus den Konzerten, Theatern und Gesellschaften nicht viel mache, daß ich mir viel lieber einen Wirkungskreis in der Welt irgendwo geschaffen hätte, als daheim zu sitzen und die Zeit mit Nichtstun oder dummen Vergnügungen tot zu schlagen. Ja, wenn man, wie Du, in Wald und Feld umherstreifen und wirtschaften könnte, dann würde man wohl nicht diese innerliche Leere fühlen, die mir hier in dem Getriebe der Großstadt so schwer auf der Seele lastet. Deshalb begrüßte ich den Vorschlag meines Bruders mit großer Freude.

Ich soll die Welt sehen, die große, schöne, weite Welt, fremde Menschen, fremde Länder kennen lernen, das unendliche Meer, die Sterne des Südens, die Wandergärten Indiens und die geschäftigen Städte des fernen Ostens — kannst Du Dir denken, liebste Wera, wie mir das Herz vor freudiger Erregung pocht? Ich bin im Herbst in recht gedrückter Stimmung von dem freundlichen Madawitz geschieden — Du weißt ja, weshalb — auch Deine liebe Mutter war ja recht unzufrieden mit mir, sie verstand mich nicht mehr — und diese gedrückte Stimmung hat mich den ganzen Winter hindurch nicht verlassen, ich war, wie mein Leutnant-Bruder meinte, ein melancholisches Guhn geworden. Ich weiß selbst nicht, woher diese Stimmung kam — der rasche Abschied, den der Reuhöfer genommen, das kannst Du mir glauben, war nicht der Grund, vielleicht die Erinnerung an einen anderen Abschied — doch darüber will ich nicht reden — kurz, diese Stimmung verließ mich erst wieder, als ich mit meinem Bruder Fred im Eisenbahncompas saß, um in die weite Welt hinauszufahren — vorläufig bis Genua, wo wir an Bord der "Vorussia" gehen, die uns nach Schanghai bringen soll.

Ich fühle mich wieder frei und leicht, liebste Wera! Ich sehe wieder ein Leben vor mir liegen, das mir Pflichten und Aufgaben auferlegt, in dem ich mich nützlich machen kann. Und ich werde in eine neue Welt versetzt werden, vor deren Sonnenschein und Winden die alten Träume, die törichten Wünsche und unerfüllbaren Hoffnungen vergehen werden. Und das ist gut, liebste Wera, denn ich war in der Tat nahe daran, ein "melancholisches Guhn" zu werden.

(Fortsetzung folgt.)



Nicht den Schwächern wähle zum Freund dir, um weicher sich zu rufen; sondern, wer gleich dir an Geist, kräftig dich regt und erregt.
Schlegel,

Das Hotel.

Im Jahre 1876 ging das dem Fürsten Radziwiłł gehörige stattliche Palais in der Wilhelmstraße in Berlin für den Preis von 2 Millionen Talern in den Besitz des Deutschen Reiches über, um in seinen Räumen den höchsten Beamten des Reiches, den deutschen Reichskanzler, sowie das von ihm geleitete oberste Reichsamt aufzunehmen. Der Bau, der eine ziemlich steife und nüchterne aber eine gewisse Würde nicht entbehrende Boppsarchitektur aufweist, ist im Stile der altfranzösischen Hotels, errichtet worden; um eine sog. Cour d'honneur (Ehrenhof) gruppieren sich der Mittelbau, das zurückliegende tiefe sog. Corps de logis und zwei Flügelbauten. Über dem Mittelbau prangte früher die Inschrift „Hotel Radziwiłł“, über die die spottlustigen Berliner manche Glossen mochten. In der französischen Sprache weist ja heute noch das Wort hôtel außer der Bedeutung, die wir mit unserm Ausdruck „Hotel“ verbinden, diejenige eines vornehmen Privathauses, ja eines öffentlichen Gebäudes auf. So wird in Frankreich das Rathaus einer Stadt bekanntlich Hôtel de ville genannt, und Hôtel des invalides ist der Name des Pariser Invalidenhauses. Da unsere Sprache gleich der englischen und der anderen Sprachen diese Bedeutung des Wortes nicht kannte, waren die erwähnten Spötteleien der Berliner über die in Rede stehende Inschrift erklärlich. Diese Inschrift hat sogar dem bekannten Berliner Dichter Claren, dem „Mimili“-Claren, den Wilhelm Hauff durch seinen „Mann im Monde“ arg verhöhnt hat, den Stoff zu einem in der vormärzlichen Zeit in Berlin viel gegebenen Lustspiel „Der Wollmarkt“ geliefert. In diesem Stück hält ein Landjunker, durch die Inschrift „Hotel“ getäuscht, das fürstliche Palais für einen Gasthof und wird in seinem Irrtum von dem die Rolle des Wirtes übernehmenden Fürsten noch bekräftigt. Es wird übrigens erzählt, daß der anspruchsvolle Scherz auf einen wirklichen derartigen Vorgang zwischen dem liebenswürdigen Fürsten und einem reisenden Engländer beruhen soll. Man sieht, daß das Wort „Hotel“ bei uns schon vor vielen Jahrzehnten nur in seiner heutigen Bedeutung bekannt war.

In seinem Lustspiel „Die Mitschuldigen“ läßt auch Goethe den Wirt zum schwarzen Wägen sagen: „Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß ich's Hotel.“ Man kann es also, so schreibt uns ein Mitarbeiter, unseren Hotelbesitzern nicht verargen, wenn sie sich dagegen sträuben, ihre „Hotels“ in „Gasthäuser“ umzubenennen. Sie führen mit gutem Recht an, daß nach der herrschenden Meinung der gute deutsche Ausdruck „Gasthof“ nun einmal einen bescheidenen und geringeren Betrieb bezeichne als das Wort „Hotel“, das einen bestimmten internationalen Wert erworben habe. Und sie dürfen für ihre Ansicht auch das Zeugnis eines Goethe ins Feld führen. Dazu tritt aber noch ein anderer keineswegs gering zu veranschlagender Umstand, auf den unseres Wissens in der Öffentlichkeit noch nicht aufmerksam gemacht worden ist. Man achte einmal auf die Aussprache, die wir dem Worte „Hotel“ angedeihen lassen, und man wird finden, daß wir es in dieser Beziehung schon vollständig in unserer Sprache eingebürgert haben. Wir sprechen das Wort keineswegs französisch (otell) aus, sondern sprechen ganz deutlich das anlautende h. Merkwürdigerweise sind wir hinsichtlich der Schreibung der aus der Fremde übernommenen Wörter viel konservativer als hinsichtlich der Aussprache. In dieser Beziehung sollten wir uns hier die Schweden zum Muster nehmen, die längst „Hotell“ schreiben. Haben wir uns einmal für die Schreibung „Hotell“ entschieden, so ist auch für das Auge die Einbürgerung dieses Wortes vollzogen. Wir bedürfen aber in dieser Beziehung keineswegs dieses Hinweises auf das Schwedische Muster; wir haben in unserer Sprache Vorbilder mehr als genug. Als im 17. Jahrhundert, um nur ein Beispiel anzuführen, die Wörter „marsch“ und „marschieren“ aus dem Französischen in unsere Sprache übernommen wurden, schrieb man sie bei uns „marche“ und „marschieren“; erst durch ihre jetzige deutsche Schreibung wurde ihre Einbürgerung endgültig vollzogen. Martin Opitz sagte in seiner „Deutschen Poeterei“: „Ich darf nicht sagen marschieren, wie die zu tun pflegen, die ihre Mutter-sprache verderben.“ Wer von uns aber erblickt heute in der Anwendung des Wortes „marsch“ ein Verderbnis unserer Muttersprache? Unsere Sprache bedarf eines Ausdrucks zur Bezeichnung eines „besseren“ Gasthauses; ehe wir zu schwerfälligen und langatmigen Umschreibungen unsere Lustzufriedenheit nehmen, ist es besser, das Wort „Hotel“ beizubehalten, das

sich nun einmal bei uns eingebürgert hat und dem noch der besondere Vorteil zur Seite steht, daß es eine internationale Bedeutung hat. In der Schreibung „Hotell“ würde es dann auch noch ein gutes und passendes deutsches Gewand erhalten.



Aus der Kriegszeit.

Die deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen. „Wie wir zum russischen Reich gekommen sind, so stehen wir auch noch heute — mit dem Gesicht nach Osten!“ Diese klassische „litvländische Antwort“, die vor 50 Jahren der baltische Historiker Schirren dem russischen Politiker Esmarin gab, gilt auch noch heute. Sie bildet das Leitmotiv einer großen Abhandlung über die Bevölkerung und Wirtschaftsverhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen, die im neuesten Heft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht wird. Wir greifen aus dieser eingehenden Darstellung der Kulturarbeit, die die Deutsch-Balten in den jetzt von unseren Truppen besetzten russischen Ostseeprovinzen geleistet haben, das Gebiet des Unterrichtswesens heraus, das besonders zur tiefen Einbürgerung der deutschen Gesittung beitrug. Der große Nationalökonom Adolf Wagner, der einige Jahre in Dorpat gewirkt hat, bezeichnete diese Rufenstadt als die deutscheste aller Universitäten, und eine Hochburg deutscher Wissenschaft ist die baltische Landeshochschule stets gewesen, bis sie in die russische Universität Jurjew umgewandelt wurde. Sie hat im 19. Jahrhundert mehr als 100 akademische Lehrer für russische, mehr als 60 für deutsche und östereichische Universitäten geliefert. Sehr früh hat sich das Schulwesen in den Ostseeprovinzen entwickelt. Die noch heute bestehende Ritter- und Domschule in Reval wurde 1319 als Lateinschule begründet; die erste deutsche Schule, die Petrischule in Riga, wird 1253 gelegentlich erwähnt. Bis zu der 1890 einsetzenden Russifizierung waren alle Gymnasien, Realschulen und Kreisschulen deutsch. In den Parochialschulen hatten auch die Letten und Esten Gelegenheit, die deutsche Sprache zu lernen. In Kurland brachte der erste Herzog Gottard Kettler das Schulwesen zu hoher Blüte, und nach dem Zeugnis des kurländischen Hofpredigers Mancelius stand um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Volksschule in Kurland auf einer weit höheren Stufe als in Deutschland. Unablässig sind Adel und Geistlichkeit für das Unterrichtswesen tätig gewesen. So wurde der Schulzwang in den baltischen Provinzen bereits 1819 eingeführt. In den Jahren 1880/81 z. B. genügten nur 2 Prozent aller schulpflichtigen Kinder der Schulpflicht nicht. Im Jahre 1888 erhielten 117 568 Kinder von 120 414 Kindern der bauerlichen Bevölkerung überhaupt kontrollierten Unterricht, während die übrigen Kinder nachweisbar zum allergrößten Teil städtische und andere Lehranstalten besuchten. Bis 1890 kam in Livland auf 720, in Estland auf 560 Personen eine Gemeindeschule, in Russisch-Litauen dagegen erst 5594. Die schonungslose Russifizierung freilich hat dieser Blüte des deutschen Schulwesens schwer geschadet; unter ihrem finsternen Einfluß war bereits 1890 die Zahl der Analphabeten auf 20 Prozent gestiegen.

Reisfelder und Seidenplantagen in Österreich. Es wird wenig bekannt sein, daß die kimalischen Verhältnisse im Reiche der Habsburger so vielgestaltig sind, daß sie so süd-ländische Kulturen wie Reisbau und Seidenzucht gestatten. Und das im Schatten der Alpen, in der jetzt heilumkämpften Grafschaft Görz. Hier wird in der Niederung das Gelände sorgfältig geebnet und in Parzellen geteilt, die, durch Dämme voneinander getrennt und von Bewässerungskanälen durchzogen, die sogenannten ständigen Reisfelder bilden. Im Frühjahr wird der Boden unter Wasser gesetzt und der Reissamen eingelegt, während im September die Ernte auf den inzwischen sorgfältig gepflegten Kulturen von Arbeiterinnen eingebracht wird. Der Ertrag der 600 Hektar Sumpfland bedeckenden Görzer Reisfelder beläuft sich auf 20 bis 80 Hektoliter pro Hektar; das Produkt wird größtenteils in den Reismühlen von Monastero bei Aquileja entkult und geschält. Diese interessanten Kulturen bestehen erst seit etwa zwei Menschenaltern. Weit älter, in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreichend, ist die Seidenraupenzucht, die ihren neuen Aufschwung der Förderung durch die Kaiserin Maria Theresia

verdankt. „Gegenvärtig gibt es“, schreibt Johann Volle in einer Übersicht über die Landwirtschaft in Graz und Gradiška, „hier kein Bärenhaus, in dem während des Monats Mai nicht alles, was an Räumlichkeiten entbehrt werden kann, für die Aufzucht des „Seidenwurms“ diente. Der Jahresertrag der Seidenkorporation beläuft sich im ganzen Lande auf 1 bis 1½ Millionen Gulden; hiervon entfallen etwa vier Fünftel auf die Ebene.“ Größere, mit Dampf betriebene Seidenzucht (Züchtung) bestehen in Monfalcone, Görz, Braganzano; minderwertiges Material gelangt in den Florseidenzucht zu Sdrausna und Strazig zur Verarbeitung, deren Fabrikate besonders in Deutschland geschätzt sind. Das Landvolk dort kennt eine merkwürdige Sage, die die Entstehung des Seidenwurms dem göttlichen Erbarmen über Hiobs Elend zuschreibt. Als jener vielgeprüfte Mann von Würmern bedeckt lag und seine Leiden auf das Höchste gestiegen waren, erachtete der liebe Gott den Augenblick für gekommen, ihnen ein Ziel zu setzen. Er ließ zu Hiobs Häupten einen Maulbeerbaum rasch emporwachsen, und die Würmer, denen die Nahrung von seinem Laube jeder erschien, krochen, so schnell sie konnten, auf den Baum und waren von nun an Seidenwürmer, „eine köstliche Gottesgabe namentlich für den armen friulanischen Colono (Erbpächter), dem sie im Frühjahr das erste Bargeld bringen, wenn sie nach Wunsch geheißen“. Bemerkenswert sei noch, daß sich in der Landeshauptstadt Görz seit 1869 eine Versuchstation befindet, die sich vor allem dem Studium der Seidenraupenkrankheiten und ihrer Bekämpfung widmet, aber auch den Rebenaubau kontrolliert.

Ein Fisch als Kapitän. Aus der „Flottenkunst der Tiere“ erzählt W. Bölsche in einer fesselnden naturwissenschaftlichen Plauderei, die er im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht, ein sehr merkwürdiges Beispiel. Er weist darauf hin, daß es Tiere gibt, die sich durchaus nicht darauf beschränken, im „Selbstschiff“ zu fahren, d. h. mit ihrem eigenen angewachsenen Apparat, sondern daß unter Umständen ein Tier vergnüglich im fremden Schifflein sitzt und es als Kapitän lenkt. Unmittelbar beobachtet wurde dieser Fall von einem unserer besten neueren Beobachter, Richard Semon. Auf den Korallenbänken der Sundainel Ambon versuchte er eine prächtige Qualle lebend mit einem eingetauchten Glas zu erwischen. Immer wieder mißlang es, denn die Qualle wich in sehr geschickten selbständigen Bewegungen aus. Solches raffinierte, auf starke Intelligenz leuchtende Verhalten erschien nun bei einer Qualle durchaus ungewöhnlich, ja unmöglich. Und wie erstaunte der Forscher, als er wirklich feststellen konnte, daß in diesem Falle die dumme Qualle in der Tat einen klugen Kapitän hatte, der sich in ihrem lebenden Kristallschiff verbarg. Es war auch diesmal ein kleiner Fisch vom Matrosenschlage, der gewohnheitsmäßig in solchen Quallen hauste. Noch in dem Eimer, in den Semon seine endlich gefangene Qualle gesetzt hatte, treib der verwegene kleine Kapitän seine Arbeit unermüdlich weiter, indem sein lebendiges Boot durch fortgesetzte zielbewusste Stöße in bestimmter Richtung fortzutreiben suchte und zu unangesehmem Herumschwimmen zwang — natürlich in dem umgrenzten Raum ohne jeden Erfolg. Ähnlicher Fischbrauch, gerade in den schwimmenden Glaspalästen der Quallen zu leben, ist auch sonst vielfältig beobachtet worden. Der Fisch findet in diesem Falle nicht bloß ein fremdes Schiff, sondern er fährt auch in einem guten Kriegsschiff zugleich: die Qualle führt nämlich furchtbare Nesseltorgane, wahre Giftbomben, die im Wasser jeden tierischen Angreifer böse abfallen lassen. Der Fisch selber aber wird von dieser Quallenbatterie nicht geschädigt. Nach gangbarer Ansicht ist auch das dumpfe Geistesleben solcher Quallen doch immer noch empfindlich genug gewesen, um sich einem festen Genossenschaftsinstinkt von offenkundigem Vorteil nicht zu verschließen: sie schont den fremden Insassen, eben weil er sich in Gefahr als intelligenter Steuermann erweist. Andere Meinung vertritt allerdings, daß diese Quallenkapitäne einfach selber gegen das brennende Quallengift „immun“ geworden seien, es nicht mehr fühlten. Ihre Vorsahren sollen trotz der Batterie so manches Quallenschiff im Sturm genommen und ausgefressen haben, und dabei wären sie als Piraten durch die Ernährung von Quallenfleisch schließlich ganz giftig geworden wie der hölzerne Siegfried der Sage, der sich mit Drachenspeise salzte. Daß ja Tiere gelegentlich in dieser Weise wirklich immun

werden, zeigen unsere Schmetterlingsraupen des Admiral und kleinen Fuchs, die gewohnheitsmäßig ganz gemächlich die Blätter der Brennnessel abweiden. Wer aber nun recht habe in der Deutung: das gewaltsame Auffressen solches Quallenschiffs ist jedenfalls an sich wieder interessant. Wir alle haben von Münchhausens artem Pferd vernommen, in das sich ein Bär einfrag; als er es ganz gefressen, sah er selber an Deichsel und Riemen, und Münchhausen kutscherte vergnügt mit ihm heim. Fast so geht es bei gewissen kleinen Krebschen des Ozeans aus der Gruppe der hüpfenden Flohkrebse. Ihre Weibchen fallen als böse Piraten über die zierlichen glashellen Schifflein her, die sich gewisse andere Seetiere aus der weit entfernten Gruppe der Manteltiere (Lunulaten), die in vielem an Würmer, in manchem aber sogar an niedrigste Bierbestien erinnern, geschaffen haben. Indem sie die berechtigten Insassen herausfressen, bleibt von dem fremden Schiffe nur ein hohles schwimmendes Tönnchen übrig, dessen durchscheinende Wand ausgespart nach dem Brauch dieser Manteltiere auch noch aus der sonst nur im Pflanzenreich üblichen Zellulose, also aus regelrechtem Holzstoff besteht. In diesem Holzschifflein als Fremdschiff aber sitzt jetzt wirklich beinahe wie Münchhausens Bär der Fresser selber, der Krebs. Hier erlebt er seine Kinderstube geschickt, und da der alte Bewegungsapparat des Schiffs geschwunden ist, muß er es fernerhin selber lenken; so redt er sein hinteres Leibesende vorsichtig aus dem vorne festgehaltenen schwimmenden Faß hervor und rudert sich und seine Kinderstube geschickt, wohin er will. Daß er dabei unter falscher Flagge segelt, Krebsinhalt im Manteltierschiff, das macht ihm so wenig aus, wie dem Schiffshalter daran liegt, was für Farben über seinem Menschenschiff wehen. Wie wenig aber fehlt bei dem Tier, das sein hölzernes Fremdschiff nicht nur selbstständig lenkt, sondern auch selber sich zum bequemen Sitzraum gehöhlt hat, bis zum „Einbaum“ des Menschen?

Der ägyptische „König der Schwindler“. Hafiz-Neguib, der ägyptische Reformhochstapler, dessen Schwindel- und Verwandlungskünste schon des öfteren die Spalten der englischen Zeitungen füllten, ist, wie der Ägypten-Berichterstatter der „Times“ in einem langen Artikel meldet, wieder „erfolgreich“ in Kairo aufgetaucht. Neguib, der für sich den Ruhm in Anspruch nehmen darf, ein würdiger Nachfolger des berühmten Manolescu zu sein, machte vor drei Jahren zum erstenmal von sich reden, als er in Kairo und Alexandrien als — ägyptischer Prinz erschien. Er trat mit großem Aufwand und verblüffender Eleganz auf und spielte die Rolle eines Mitgliebes der Khedivenfamilie so gut, daß er mit den größten Ehren umgeben wurde. Auch in Ägypten gibt es, wie überall, zahlreiche Leute, denen es ein besonderes Vergnügen ist, einem Prinzen, der aus Zerstreuung seine Selbsttätigkeit vergessen hat, mit einem Darlehen auszuweichen. Hafiz-Neguib „Zerstreuung“ nahm aber mit der Zeit so gewaltige Dimensionen an, daß die Polizei sich dafür zu interessieren begann. Hafiz-Neguib verschwand unter Mitnahme beträchtlicher Gelder, die seinen Verehrern gehörten, und bezog in einer neuen Verkleidung in einer Vorstadt von Kairo Quartier. Schließlich gelang es aber der Polizei, ihn zu fassen. Als Hafiz abgeführt werden sollte, erinnerte er sich, daß er infolge seiner bewährten Zerstreuung seinen Mantel vergessen hatte. Der Polizist wartete vor der Türe, während Hafiz die Treppe hinaufkief, um das Kleidungsstück zu holen. Das Ende war, daß der Polizist ohne Hafiz abziehen mußte. Endlich wurde Hafiz aber wieder, und diesmal endgültig, verhaftet und zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach verbüßter Strafe stieg er geläutert wieder ans Licht der ägyptischen Sonne und richtete einen Kursus moralischer Vorträge ein. Als Professor dieser Lehreinrichtung, natürlich unter falschem Namen und in neuerlicher Verkleidung, erwarb sich Hafiz die Freundschaft eines hohen englischen Geheimpolizisten in Kairo. Und als der Polizeibeamte heiratete, lud er auch Hafiz zum Hochzeitsmahle ein. Dank seiner herrlichen Manieren wurde er der Wirt des Abends, und seine Festrede war ein wahrer Triumph. Als die Gäste aufbrachen, wollten sie Hafiz zum Abschied die Hand drücken — doch Hafiz war verschwunden und mit ihm die ganze Pracht der kostbaren Hochzeitsgeschenke. Nun laßt man wieder in ganz Ägypten, und einige Leute sollen sogar behauptet haben, Hafiz-Neguib werde es noch irgendwo zum englischen Vizekönig bringen.